

Der unbekannte Rest

Wie ich einen Artikel schreiben soll – und stattdessen ein Hirschragout koche.

von *Paro*

■ Es gibt ein Buch von Monika Maron: „Wie ich ein Buch nicht schreiben kann und es trotzdem versuche.“ Ich stieß darauf, als ich wieder einmal im virtuellen Buchparadies von *Amazon.de* spazieren ging, wo man einfach nur eine kleine gelbe Taste drückt, und alles, was das Herz begehrt, wird einem sofort nach Hause geliefert.

Ich ließ meinen rechten Zeigefinger hüpfen und drei Tage später brachte der Briefträger eines dieser schönen, braunen Päckchen vorbei, die mein Buchhändler wahrscheinlich jeden Tag seines Lebens zum Teufel wünscht, und ich riss es auf und hielt das Buch mit dem viel versprechenden Titel in der Hand und freute mich und öffnete es und begann sofort zu lesen – und war enttäuscht.

Ich hatte etwas anderes erwartet. Das war nicht meine Geschichte, nicht das, was dieser verheißungsvolle Titel in mir zum Klingen brachte. Monika Marons Versuch, ein Buch zu schreiben, das sie nicht schreiben kann, interessierte mich nicht sonderlich.

Die Muse hebt den Kopf

Die Texte, die mich wirklich interessieren und die ich in keinem Buch finden kann, sollte ich wahrscheinlich doch selber schreiben.

Ich lese einen Titel bei *Amazon.de* oder höre ein paar Worte eines Gesprächs an einem Nebentisch im Café, oder sitze nach einem besonders eindringlichen Traum mitten in der Nacht inspiriert und hellwach in eine Decke gehüllt und trinke Tee – und in mir hebt ein verborgenes Monster oder die Muse den Kopf und möchte sich zu Worte melden. Ein normalerweise ruhender innerer Anteil hat mir etwas zu erzählen. Wenn ich ihn sprechen ließe und zudem geduldig genug wäre ihm wirklich zuzuhören, würde er mir erfahrungsgemäß alles schenken, was ich brauche, um Geschichten wie die, die ich in Monika Marons Buch vermutete, aber nicht fand, in die Welt zu bringen.

Ich weiß es ja. Ich habe schließlich selbst schon manchmal hingehört und den Stift ergriffen und mich zusammen mit einem sonst eher unbekanntem Rest von mir auf die Reise ge-

macht, um wieder einmal eine unerzählte Geschichte vor dem sicheren Vergessen zu retten. Ich würde tief tauchen und hoch fliegen. Ich würde mich wie die Prinzessin im Märchen zu Fuß und mit eisernen Schuhen auf den Weg durch graue Gebirge machen, würde in Palmlättern und Rosenblüten lesen, dem Wind folgen, in dunklen Teestuben den Gesprächen der Reisenden lauschen, auf dem regennassen New Yorker Times Square das Zischen der Autoreifen deuten und alles in ein kleines Büchlein notieren, das ich in einer bestickten Schultertasche bei mir trüge.

Und zu Hause, in meiner kleinen Kammer mit Blick auf die Berge, würde ich die Sammlung ausbreiten, würde die Notizen und Skizzen meiner Reise unter der unbestechlichen Aufsicht einer inneren Autorität sortieren und auf große Papierbögen schreiben, und sie dann zu neuen, nie auf diese Weise gehörten Geschichten verweben.

Auf zur inneren Archäologie

Ich habe es ja schon getan und ich könnte es wieder tun – aber oft scheint alles andere so viel wichtiger als diese zeitaufwändige innere Archäologie. Es gibt immer so viel zu tun und alles ist so drängend und dringend und zwingend, und es trägt ja auch alles dazu bei, die Steuern, die Miete und die Krankenversicherung zu zahlen, und mein Geld, meine Gesundheit und mein Überleben zu sichern. Und es gibt Notwendigkeiten und Sachzwänge und Absprachen und Deadlines, und wenn überraschend etwas Zeit übrig ist, sollte ich endlich mal wieder meditieren ...

Es ist so leicht, dem Sog des Alltäglichen nachzugeben und zu einer gut geölten Pflichterfüllungsmaschine zu werden. Das kann ich gut und es macht meistens sogar richtig viel Spaß – aber nichts ist so erfüllend wie das Reisen mit meinen Monstern und Musen.

Und weil ich ihnen trotzdem nur zu gerne auf tausend und eine Weise ausweiche, brauche ich Zwänge zum Guten. Ich brauche Absprachen, die mich verpflichten, entschlossen auf mich selbst und meine wartenden Ratgeber zuzugehen und mit ihnen so lange im Nebel des Unbekannten zu verweilen,

von mir



bis er sich nach und nach lüftet und fantastische Landschaften freigibt.

Ich brauche Deadlines und Aufträge, um mich wieder einmal im Nichtwissen einzufinden und darauf zu vertrauen, dass mein Sammeln und Wühlen und Wirbeln irgendwann – rechtzeitig – ein Resultat erbringt, für das ich mich nicht verstecken muss. Wie alle anderen Pflichten bekommt so auch das Schreiben seinen Platz eingeräumt, doch wozu es mich zwingt, ist etwas völlig anderes als jede bekannte Pflichterfüllung.

Das Instrument ölen

Der amerikanische Regisseur und Autor David Mamet beschrieb das Schreiben einmal als den Versuch, „die unerträgliche Unterschiedlichkeit zwischen dem bewussten und dem unbewussten Geist zu verringern und so Frieden zu erlangen.“ Dies ist unsere Friedensmission: Wir schreiben den Titel oben auf die Seite und vergessen dann alles, was wir schon zu wissen glaubten. Wir reisen einfach los, ohne irgendeine Gewissheit, wohin der Weg uns führen wird. Wenn die Landkarte zu präzise ist, wenn sie den Weg und das Ergebnis schon minutiös vorschreibt, gibt es keinen Raum für Monster, Musen und andere weise Stimmen.

Wir lauschen nach innen. Wir spüren, ob sonst ungenutzte, in der Tiefe unseres Wesens verborgene Klangkörper mit dem, was wir schreiben, in Resonanz kommen und zu schwingen beginnen. Wir pflegen uns selbst wie ein kostbares Instrument, das geölt und gestimmt und gestreichelt werden muss. Wir üben, unsere Sinne, unser Fühlen, unser in Bauch und Herz verborgenes organisches Wissen und all die in den Speicherplättchen unserer Zellen verborgenen Träume und Bilder einzuladen, die schreibende Hand zu führen. Alles, was je in der Welt geschehen ist, steckt ja schon in uns und will wieder geweckt werden. Wo kommen die Geschichten denn her, wenn nicht aus uns selbst?

Dass eine solche Aufgabe nicht vom Kopf allein zu lösen ist, ist klar. Hier wird alles von uns gebraucht, auch und besonders das sonst von uns Abgelehnte und Verborgene. Wir müssen es umwerben, einladen, spüren und wieder auf es hören.

Wir müssen – zumindest während der Zeit des Schreibens – all unsere Gefühlfähigkeiten einschalten und achtsam jede noch so kleine innere Regung beachten und würdigen, denn durch sie spricht die Muse zu uns. Was wir brauchen, um gut zu schreiben, ist im Grunde also genau das, was wir brauchen, um eins mit uns zu sein. Und die Muse oder die innere Schreiberin ist keine geheimnisvolle mythische Gestalt – sie ist einfach ein Symbol für dieses Einsein mit uns selbst, in diesem Fall beim Schreiben.

Bedingungslose Liebe zu uns selbst

Die Entscheidung, wieder einmal etwas Zufriedenstellendes zu schreiben, ist so letztlich die schwindelerregende Entscheidung für die bedingungslose Liebe zu uns selbst. Wir sind bereit, für das Schreiben alle anderen Pflichten zu vernachlässigen, den Ehemann und die Kinder zu verlassen und eine Liebesaffäre mit dem Unbekannten einzugehen – jedenfalls für ein paar Stunden am Tag. Und dann tun wir noch nicht einmal das, was wahrscheinlich jeder erwarten würde: Wir schreiben ja gar nicht oder nicht immer. Wir machen vielleicht nicht mal Notizen. Wir bereiten uns darauf vor, dass das, was gesagt werden will, auf uns zukommt, freiwillig, ohne jeden Zwang. Mit spitzem Stift vor dem Blatt sitzen und auf die Uhr schauen hilft da nicht.

Das alles fällt mir nach längerem nutzlosem Warten auf den richtigen Anfang für meinen neuen Artikel wieder ein und ich klappe seufzend den Laptop zu und ziehe den Mantel an und gehe eine Runde spazieren und habe, wenn ich nach Hause komme, plötzlich große Lust, das Hirschragout zu kochen, das eine Freundin mir – der Fast-Vegetarierin – vor zwei Tagen mitgebracht hat, und beim Kochen muss ich singen und plötzlich ist der Titel da und der Anfang, und so geht es immer weiter – und wenn der Artikel fertig ist, habe ich vier, fünf Tage lang mir selbst in großer Liebe gedient und fühle mich wie nach einer Kur und möchte am liebsten immer so weitermachen ...

«